

Schriftsteller und Bibliothekar

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz**

Band (Jahr): **33 (1925)**

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lachendem Munde mehr wehe tut oder oft mehr Nutzen bringt, als nur der Zorn. — Allemal soll man suchen jeden seiner Fehler zu überzeugen, und ihn des Bessern zu belehren, alsdann hat eine mäßige Buße ihren ganzen Eindruck. — Die Buße muß nicht gar zu gemein sein, sonst verachtet man sie zuletzt und sieget über sie anstatt besiegt zu werden. Keine Buße soll bekannt werden, besonders bei der Stadt, ausgenommen der Fehltritt sei öffentlich und ärgerlich gewesen. Wer sie ausposaunet der hat poenam talionis. — Was nicht wider die Sitten geht, soll alles in Gegenwart aller geklagt, verhört, gekapitelt und gebüßt werden, andern zur Lehr und uns zur Rechtfertigung, daß man nicht auf Spionenart oder Verleumdungen gehet, sondern den offenen geraden Weg. So fand ich es gut.“

Das zweite Schriftstück, das P. Konrad verfaßte, nennt sich „Regolamento organico del Collegio di Bellinzona“ und gibt einläßliche Vorschriften für den Schulbetrieb. Der erste Teil handelt von den Pflichten des Lehrers, der Schule und den Schülern gegenüber, der zweite Teil enthält zuerst die Statuten für das Leben der externen und internen Zöglinge, sowie Anweisungen über das Studium der verschiedenen Fächer und die Verteilung des Lehrstoffes auf die sieben Klassen, die das Gymnasium umfaßte. Außerdem verfaßte P. Konrad einen Prospekt in italienischer Sprache, der in 18 Punkten die Vorschriften für die Schüler und Konvikturen kurz wiederholte, Um deren Approbation durch den Abt zu erhalten und die Drucklegung in Einsiedeln selbst zu veranlassen, reist er im Oktober 1785 eigens nach Einsiedeln.

3. Schriftsteller und Bibliothekar.

Hier in Bellenz wagte sich P. Konrad, angeeifert durch das Beispiel seiner Mitbrüder im Mutterkloster, auf das Gebiet der Schriftstellerei im Dienste der Schule und zwar nicht etwa der höhern Schule, wie man seiner Stellung nach hätte

vermuten können, sondern der Volksschule. Mit seinem „Versuche in Briefen unter jungen Schulfreunden aus einer Enetbürgischen Pflanzschule“ wollte er den „Naturkindern zur Ermunterung etwas zum Buchstabieren, zum Lesen, zum Schreiben und zum Denken in die Hände geben!“ In jenen Zeiten sah es eben in den Schulen mit dem Deutschunterricht nicht zum besten aus. Diesem Übelstande wollte er entgegentreten, denn er spricht sich über seine Absicht selbst in einem der Briefe (III. 13. Brief, pag. 126, II. Aufl.), worin er vom Lesen guter Bücher handelt, also aus: „Ich thue es in der Absicht, die reine Muttersprache zu ersehen, ich den die Vorsehung unter ein deutsches Klima gesetzt, wo man sich mehr Mühe gibt, ein bischen Latein und eine Handvoll Französisch als gut Vaterländisch zu schwätzen. Unsere Mundart ist gar zu ausgeartet, als daß wir mit Anstand vor der deutschen Welt sprechen könnten; und eben darum sind wir so gutmütig, diese Ausländer als unsere Sprachmeister zu verehren. Wären wir geborene Sachsen (Engländer) oder Römer, sagte uns einmal der Lehrer im Anfange der Rhetorik, ich würde euch nun die Kunst richtig zu denken lehren, aber man befiehlt mir jetzt euch bloß die Kunst richtig zu reden vorzutragen, weil wir Schweizer sind.“

Das Büchlein, dessen erster Teil, 159 Seiten umfassend, 1786 bei Johann Schweighauser in Basel, und dessen zweiter Teil, 128 Seiten zählend, im folgenden Jahre ebendasselbst erschien, war aus dem Schulbetrieb in Bellenz selbst herausgewachsen. Dort fanden sich immer ziemlich viele Söhne aus den vornehmen Familien der Lombardei ein, die Deutsch lernen wollten, anderseits hatten sich auch die deutschsprachigen Zöglinge im Deutschen weiter auszubilden, wobei der Lehrer wohl auf die großen Mängel in der diesbezüglichen Vorbildung aufmerksam wurde. „Man gab Kindern, Knaben, Jünglingen, nach Maßgabe ihres Alters und Fortganges einige simple Aufgaben zum Briefschreiben an, sie arbeiteten, der Lehrer feilte aus, man legte Alles zusammen, und so entstund unvermerkt gegenwärtiges Bändchen“.

schreibt der Autor in seiner Vorrede. Unter den Briefen finden sich nicht wenige, die er z. T. den Söhnen Landamanns von Hettlingen und diese an ihn geschrieben hatten. Seit 1782 besuchten Anton und Karl, denen sich später auch Werner anschloß, das Gymnasium in Bellenz. „Ich bitte Sie recht schön“, schrieb er am 22. Mai 1785 an Karl, „um einige von meinen Briefen, heißen Sie, wie sie wollen, ich möchte die gern in die Censur nehmen und hernach dem Druck anvertrauen. Von ihren und Antons werden auch darinnen stehen.“ Dieses ganze Jahr beschäftigte er sich sehr lebhaft mit der Abfassung dieses Büchleins, hegte aber dabei noch andere, weitausschauendere Pläne, wie er am 11. Dezember 1785 wieder an Karl von Hettlingen schreibt: „Des Herrn Wernis Brief soll ins Buch der Lebendigen eingetragen werden. Ich gieße es jetzt ganz um, und von jeder Materie sind immer drei Briefe; keiner wie der andere. Ich hoffe es gefalle der Welt, und ich hoffe es vor dem Herbst zu haben. Bekommt es Beifall, so schreibe ich mich lahm um Bücher. Eine Vaterlandsgeschichte steckt mir immer im Kopf. Will mir die Welt nichts zu schaffen geben, so will ich ihr zu denken geben. Sterben, ohne daß es mehr als 30 Seelen wissen, daß ich einmal gelebt habe, mag ich nicht. Aut Cæsar aut nihil. So müssen die Soldaten denken, die sich Ehre machen wollen.“ Er fügte aber bei: „Ich rede aber nur mit Ihnen und den Ihrigen diese Sprache und ich will gar nicht böse werden, wenn sie schon diesen Brief ins Feuer werfen. Ich bitte als Bruder.“ Am 14. Juni 1786 konnte er schreiben: „Mein Briefbuch, von dem ich Ihnen schon vor einem Jahre plauderte, ist nun fertig. Ich habe es an einen guten Freund in Luzern geschickt, der es ohne mein Wissen dem berühmten Herrn Professor Zimmermann zeigte. Beide wollen durchaus, daß es ans Licht trete und Zimmermann besorgt selbst den Druck.“

Das Büchlein zerfällt in vier Abteilungen oder Klassen. Die erste Klasse enthält Briefe für Kinder, die die simpelsten Materien behandeln; die zweite solche für Knaben mit

vertrauten Briefen; die dritte solche für Jünglinge, denen zugleich die Antworten beigegeben sind; die vierte endlich Briefe mit kleinen Schilderungen, sowie einige „Umständsbrieft“ d. h. Briefe, die über ein bestimmtes Thema gehen. Zum Schlusse ist eine Anleitung zum Briefschreiben überhaupt beigegeben. Die Themata der einzelnen Abteilungen sind dem Fassungsvermögen der betreffenden Altersklassen gut angepaßt.

P. Konrad gab sein Erstlingswerk anonym heraus. Auch die zweite Auflage, die 1813 unter dem Titel: „Schulbriefe aus den Bergkantonen nebst einer Anleitung zum Briefschreiben“ bei Benziger und Eberle, Kantonsbuchdrucker, 306 Seiten stark erschien, war noch ohne klare Angabe des Verfassers. Als Herausgeber zeichnete nur; „Von einem Landmann C. T.“ Erst die dritte Auflage, die P. Gall Morel 1839 bei Marianus Benziger, Einsiedeln, herausgab, nannte den Verfasser.

Sehr zutreffend bemerkt P. Gall Morel in der Vorrede zu dieser letzten Auflage: „Abt Conrad zeichnete sich durch ungewöhnliche Leichtigkeit und Gefälligkeit des Talentcs und durch tiefes Naturgefühl aus. Da sich aber beides in Briefen am glänzendsten zeigen kann, so erscheint vielleicht in diesen Kinderbriefen das innere eigentliche Wesen des Verfassers noch deutlicher als selbst in dessen großen aszetischen Werken.“ Über den innern Wert der Briefe urteilte der gelehrte Herausgeber: „Er wird ein schönes, stufenweises Aufsteigen vom Leichtern zum Schwereren, vom Kleinern zum Größern — ein für Gelehrte so höchst schwieriges Anpassen an die Fassungskräfte der Kinder — eine unnachahmliche Natürlichkeit und Leichtigkeit so wie ein tiefführendes Herz finden. Wie tief hat sich der Verfasser in einigen der letzten Briefe in die verschiedensten, seltensten Situationen hineingedacht! Wie paßt seine Schreibart so treffend jedesmal auf den Stand des Schreibenden! Wie zierlich und reizend sind mehrere seiner Schilderungen! Gewiß werden diese Briefe in den Schulen, wo sie etwa Eingang finden nicht nur zur

Bildung der Köpfe, sondern auch der Herzen vieles beitragen. Abt Conrad wird durch diese spielenden Übungen in der Kinderstube, wie durch seine aszetischen Schriften in höhern Kreisen, als erfahrener Lehrer des Guten und Schönen auftreten, und auch hier zur „sittlichen Aufklärung“ beitragen.“

Zur Abfassung einer Vaterlandsgeschichte sollte P. Konrad nicht kommen. Der Beifall aber, den er mit seinen Briefen fand, ermutigte ihn, auf diesem Gebiete weiter zu fahren. Schon 1787 erschienen in Zürich, ohne Angabe des Verfassers und Verlegers, ein neues Werk aus seiner Feder: „Vaterländische Gedanken über die mögliche gute Auferziehung der Jugend in der helvetischen Demokratie.“ Auf diese Arbeit spielt er wohl in der Nachschrift seines Briefes vom 16. September 1787 an Landammann von Hettlingen an: „Ich arbeite an der vollkommenen Ausarbeitung meines kleinen Plans, den ich demütigst mit mir empfehle. Für die Ausführung würde ich gutstehen, besonders zu Schweiz, wo Gelegenheit nicht mangelt.“ Das Manuskript muß er bald hernach nach Schwyz übersandt haben, ohne sein Werk wieder anders als gedruckt zurückzuerhalten, denn „Anton Hedlinger“, der Sohn des Landammanns, zeichnet als Herausgeber. Wie das gekommen, erklärt dieser in der Einleitung: „Ich las neulich diese wahrhaft vaterländische Gedanken von einem guten Freunde, und sie gefielen mir. Da ich aber von der großen Seckte bin, die da glaubt, was uns gefällt, müsse allen andern gefallen, so dachte ich wirklich an die Presse. Vielleicht hatte der Verfasser von weitem die nämliche Absicht; aber da seine Lage, seine Beschäftigungen, und seine Genauigkeit die Sache auf die lange Bank schieben konnten, eilte ich ohne weiters mit meinem Vorhaben. Er wird es mir vergeben, der ehrliche Mann, wenn ich da mehr auf Nutzen meines Vaterlandes, als auf sein Jawort achtete; und das Publikum wird es Ihm vergeben, daß man Ihm nicht Zeit ließ, seine Arbeit, so genauer sein könnte, auszubessern. Hier ist das Gerippe, seine

vollkommene Erschaffung wird hoffentlich auch in seinen Tagen erfolgen.“

„Ein Freund des Verfassers, der das Manuscript las“, begleitete das Werklein mit einem kurzen Vorworte, in dem er darauf hinwies, „daß alles, was darinn vorkommt, nicht aufs allgemeine gehe, sondern bloß auf die Gegenden, Menschen und Sitten, die man vor sich hat, blos aufs Lokale, dessen Bedürfnis der würdige Verfasser ganz kennt, und die angemessensten Räthe und Vorschläge zu desselben Nutzen erteilt; wobey seinen reinen patriotischen Eifer, seine Menschenliebe, seine Gelehrsamkeit niemand mißkennen kann, jeder ihm dafür danken muß, der es mit dem Vaterland und der Menschheit wohl meint.“ Der Verfasser dieses Geleitwortes ist kein Geringerer als Aloys von Reding.

Der Verfasser selbst gibt in einer „Einleitung zu einem Erziehungsplan“ die Gründe an, die ihn zur Abfassung desselben bewogen haben. Er ist der Ansicht, „daß die gute Auferziehung unserer jungen Nachkommenschaft das wichtigste Werk des Staates sei, an dem alles liegt und für das sich folglich alles interessieren müsse.“ Er ist ferner der Meinung, „daß der gemeine Bürger in der Demokratie überhaupt, eine noch edlere und bessere Auferziehung haben sollte, als in den übrigen Regierungsformen,“ da hier ja „jeder freie Landsmann an der Regierung selbst Anteil nimmt.“ „Zum dritten behaupte ich immerhin, eine gute Auferziehung im Lande selbst, wo man geboren ist, zu Hause und nicht in der Ferne sei allemal die leichteste, die sicherste, die beste, die man sich ordentlicher Weise vorstellen kann.“ Die Erziehung muß der Eigenart des Landes entsprechen, muß möglichst früh einsetzen und vor allem auf christliche Grundlage gestellt sein, und so hofft er, gute Bürger und gute Christen zugleich heranzubilden.

Der erste Abschnitt handelt „Von der ersten Auferziehung der Kinder, oder vom Unterrichte zu Hause bis zur Schulunterweisung.“ Der Verfasser stellt seine Grundsätze für den sogen. stummen Unterricht des Kindes, wie vom

ersten wörtlichen Unterrichte auf. Dann folgt er dem Kinde Stufe für Stufe in seiner Entwicklung, und gibt immer einläßlich an, welcher Stoff in Religion und in den andern Fächern zu behandeln sei. Von den Volksschulen geht er über zur höhern Schule, zeigt wie der Lateinunterricht beschaffen sein soll. In einem eigenen Abschnitt handelt er sodann von „der eidgenössischen Schule“ oder, wie wir heute wohl sagen würden, vom „staatsbürgerlichen Unterricht“. Der „ökonomischen Schule“ wird ebenfalls ein eigenes Kapitel gewidmet, worin Landwirtschaft, Ackerbau, Viehzucht, aber auch Handel und Gewerbe ihre Berücksichtigung finden. „Die Möglichkeit dieses Erziehungssystems in den demokratischen Staaten“ wird eingehend untersucht sowohl in Bezug auf die nötigen Bücher, als auch die Professoren, die den Unterricht erteilen sollen. Auch die Unkosten werden nicht aus dem Auge gelassen. Als Nutzen dieser Erziehung verspricht er sich: „1. Das gemeine Wesen bekommt hiedurch mehrere aufgeklärte Köpfe, die ihm Ehre machen, und seinen Nutzen und Ansehen befördern werden, die ihm mit Einsicht vorstehen und es mit Ruhm regieren können. 2. Das gemeine Wesen bekommt gelernigere und tractablere Untergebene, die ihre Privatbeziehung auf das Öffentliche einsehen, und sich willig finden lassen, ihre Mitwirkung auf das Ganze zu verwenden. 3. Das gemeine Wesen bekommt neue Quellen des Reichtums, durch die Öffnung verschiedener ökonomischer Einsichten, die nur von Aufklärung abhängen. Die Industrie der Einwohner hängt von der Art zu denken ab und je mehr man nachdenken lernt, umso mehrere Einfälle bekommt man, sein Glück zu befördern.“ Er weiß wohl, „daß eine machiavellische Staatskunst niemals wünschen würde, den gemeinen Mann gar zu aufgeklärt zu sehen. „Je dümmer der Slav, um so ruhiger der Tyrann“ aber in einer Republik liegen die Dinge nicht so. Zum Abschluß macht er noch den „Vorschlag einer kleinen Kriegsschule“. Sodann spricht er von den „Privatkenntnissen, die nur für einige besondere Glieder des Staates

taugen“, vom Reisen, von der Erlernung der Sprachen, vom Bücherlesen, von der Musik, vom Zeichnen und Modellieren, von der Philosophie und Theologie und von der geistlichen Beredsamkeit.

Von besonderm Interesse ist das, was der Verfasser im letzten Abschnitte noch bringt, „Von dem, was sich in meinem Vaterland noch wünschen, aber nur mit der Zeit vollstrecken läßt.“ „Ich bin mit meiner Phantasie so glücklich, daß ich mir alles vorgehende als schon wirklich vorstelle. Nun denke ich auf künftige Zeiten, was unsere klugen Nachkömmlinge noch über das von uns erwarten können. Eine öffentliche Bürgerbibliothek, die sollte mit der Zeit bei uns sein. Die aristokratischen Stände haben schon lange eine gestiftet, und sie tun gut, wenn sie nur guten Gebrauch davon machen. Warum sollen wir aber das Gute, in andern nur loben, und nicht zugleich, wenn es möglich ist, nachahmen? Ich will einen Vorschlag machen, der, wenn er richtig ist, aufs richtige leiten kann.“ Er denkt sich ein Anfangskapital von 100 Doublonen. Aus dem Zins desselben, 5 Doublonen, kauft er „lauter beträchtlichere Werke, jedes um eine ganze Doublone. Folgsam habe ich nach diesem Kalkul in zehn Jahren schon 50 Werke in meiner Sammlung. Jedes Werk will ich nach Maasgabe des Kostens, wohlgebunden nur 3 Töme (Bände) anrechnen, wovon jedes Tömchen 2 gute Gulden kömmt, also bekomme ich in 10 Jahren schon 150 Töme, Und so nach Folge dieses Überschlages haben unsere Nachkömmlinge in 30 Jahren bereits 4500 Töme beisammen; unsere Enkel aber haben in 60 Jahren eine vortreffliche Bibliothek.“ Die Bücher werden gegen ein kleines Entgelt ausgeliehen, so gibt es wiederum Geld, um neue Bücher anzuschaffen. Geistliche und weltliche Herren werden der Bibliothek auch etwas an Büchern oder Geld zuhalten. Der Name jedes Gebers wird im Buche verewigt. Ein öffentliches Register wird überdies die Namen der Guttäter festhalten. Die Bibliothek selber soll in einem oberkeitlichen Gebäude, oder in einem Kloster oder sonst in einer Gegend, die sich

„vor der Gelehrsamkeit nicht fürchtet“, untergebracht werden. Woher aber das erste Kapital? „Über das wird die brave Gesellschaft sorgen, die ich jetzt antreten lasse.“ Damit kommt der Verfasser auf „die vaterländische Gesellschaft“ zu sprechen, die er noch ins Leben rufen möchte, und die „überhaupt auf die gute Erziehung der Jugend, auf die Verbesserung der freien Künste und auf die gänzliche Vervollkommnung unsers Landes ihr Augenmerk richten sollte.“ Nach dem Plane des Verfassers, den er für die Bildung dieser Gesellschaft entwirft, soll es nichts anderes als eine kleine „Gelehrten-Akademie“ sein, die das allgemeine Wohl durch Förderung der Schule und Bibliothek, aber auch die Ausbildung der Mitglieder selber im Auge hat. Mit beiden Vorschlägen ist der Verfasser seiner Zeit um ein Schönes vorausgeeilt.¹

Die Tätigkeit an der Schule in Bellenz, nicht aber jene mit der Feder, sollte 1787 ihr Ende finden. Noch am 29. August dieses Jahres hatte er, nachdem im Mutterkloster einige wichtige Mutationen in den Ämtern stattgefunden hatten, an Landammann von Hettlingen geschrieben: „Die wirkliche Änderung in Einsiedeln gibt mir die Hoffnung, daß ich in Italien grau werden kann.“ Ja es schienen schon damals Gerüchte herumzugehen, daß er in Bellenz selber den Posten eines Propstes erhalten sollte, denn am folgenden 16. September schreibt er an die gleiche Adresse: „Wegen Einsiedeln lebe ich ruhig. Nur ärgert mich ein wenig, daß man mir in Bellenz Ehren und Posten in Zukunft zudenkt, wo mein Herz, mein Wunsch niemals ist. Lieber deutscher Knecht, als welscher Suprior. Doch Zeit kann die Leute und mich ändern.“

Diese Änderung kam rascher als er dachte. P. Konrad muß anfangs Oktober heimgekehrt sein, denn am 10. Oktober

¹ Rektor P. Gall Morel hat im Jahresbericht über die Erziehungsanstalt des Benediktinerstiftes Maria Einsiedeln im Studienjahre 1852/53 dieses „Programm über vaterländische Erziehung“ unverändert zum Abdrucke gebracht.

ging an seiner Stelle P. Pirmin Pfister nach Bellenz ab. Daheim wurde P. Konrad das Amt eines Bibliothekars zugewiesen. P. Konrad fand auch hier die nötige Muße, um sich wiederum schriftstellerischer Tätigkeit hinzugeben. In Verbindung mit seinem Mitbruder und Gehilfen, P. Sebastian Imfeld, verfaßte er eine „Geschichte der berühmtesten Heiligen Gottes“, die aber erst 1793 in der Stiftsdruckerei, 1276 Seiten stark, erschien. Die Verfasser schreiben über ihre Absicht bei der Herausgabe des Werkes: „Wir nahmen diese nicht minder kritische, als beschwerliche Arbeit desto williger auf uns, je nötiger wir es fanden, in gegenwärtigen Zeitumständen den gutgesinnten und heilsbegierigen Mitchristen ein Erbauungsbuch in die Hände zu liefern, das im Stande wäre, ihnen durch die Betrachtung so glänzender Beispiele der Tugenden eine gründliche Frömmigkeit beizubringen, oder sie darin zu bestärken; sie zu den heiligen Übungen unsrer einzig seligmachenden Religion immer mehr aufzumuntern; sie mit den Grundsätzen und den von den Heiligen praktisch und werktätig gezeigten Lehren des Evangeliums täglich bekannter zu machen; sie in der wichtigsten und vortrefflichsten aller Wissenschaften, in der Wissenschaft der Heiligen, welches die Wissenschaft des Heiles ist, zu unterrichten; um sie mit dem Geiste eben dieser Heiligen gleichsam zu beseelen; sie mit eben den Waffen des Glaubens wider die Laster und wider die feurigen Pfeile der Hölle auszurüsten; und sie endlich bei dem so allgemeinen Sturme, den die Hölle mit ihrem so zahlreichen Anhang heute zu Tage auf die Kirche Jesu Christi, auf die ganze Religion, und auf alles, was heilig ist, waget, vor ihrer Verführung zu bewahren, und so viel möglich, sicher zu stellen.“

In einer Zeit, wo der Unglaube, wie kaum je sein Haupt erhebt, wo seine Sendlinge die Welt mit einer wahren Flut von lästerlichen Schriften gegen die Kirche überschwemmen, wo zwar von vielen eifrigen Männern diese Bosheit aufgedeckt worden ist, glauben die Verfasser, weil solche gelehrte Widerlegungen vom Volke gewöhnlich doch nicht gelesen,

oder nicht verstanden werden, am besten durch eine „gute und probehaltige Geschichte der Heiligen“ viele religionsfeindliche Bücher widerlegen zu können. Denn die Erfahrung zeigt, „daß diese Gattung von Schriften dem gemeinen christlichen Volke die angenehmste, die faßbarste und zugleich die überzeugendste zu sein pflegt“. Es gebe zwar alte und neue Werke dieser Art. Aber in den alten werde wahllos alles zusammengetragen, so daß die Religionsfeinde oft gerade aus solchen ungereimten Heiligenleben ihre Angriffswaffen holten oder doch daran ihre Spottlust leßen. Die neuern sind entweder zu teuer oder die Heiligenleben und die daran angeknüpften Ermahnungen sind zu kurz geraten, so daß man vermuten könnte, ihre Verfasser seien mehr darauf ausgegangen, die Ungläubigen nicht zu ärgern, als die Gläubigen zu erbauen. „Zu diesem Ende haben wir die Geschichten unsrer Heiligen aus solchen Quellen hergeholt, welche die Prüfung jeder gesunden und vernünftigen Kritik aushalten mögen, das ist: wir haben entweder selbst den sichersten Denkmälern nachgeforschet, und sie zu prüfen getrachtet; oder solchen Gewährsmännern nachgeschrieben, welche alles, was sie schrieben, nach den wahren Beurtheilungs-Regeln abgewogen und eben darum bei allen katholischen Gelehrten in höchstem Ansehen stehen.“

Ganz besonderes Gewicht verlegen die Verfasser auf die Darlegung der Glaubens- und Sittenlehren, die sie jeweilen im Anschluß an die Heiligenleben bringen. Bei der Auswahl der Heiligen beschränken sie sich auf solche, die sich durch besondere Tugenden auszeichneten. Wundererzählungen wollen sie nicht häufen, „weil ja nicht die Wunder, sondern die Tugenden, das Maß der Größe ihrer Heiligkeit waren.“

Aber über dieser Arbeit vergaß P. Konrad keineswegs seine Schulpläne. Es freute ihn sehr, daß der Coadjutor Dallberg von Konstanz, der spätere Primas von Deutschland, sich lebhaft um dieselben interessierte. In einem Briefe an einen der jungen Hettlingen vom 7. Januar 1788 schreibt er: „Gestern bekam ich von Herrn Hofrat Müller in Meintz (es

ist dies der berühmte Historiker Johannes von Müller, der P. Konrad in Bellenz kennen gelernt hatte] ein sehr verbindliches Schreiben und ein eigenhändiges, sehr schmeichelhaftes Zettelchen von Herrn Coadjutor Dallberg, der nun auch Coadjutor zu Constanz ist. Beide sprechen mir Mut ein, mein System, das ihn sehr edel dünkt, auszuführen, und wenn es nur in einem Dörfchen wäre, sagt Herr Dallberg. Der Verfasser, fährt er fort, gehört nicht unter jene Verbesserer, die wegen dem Schein des Guten, des entfernten Guten, das wirklich fürtreffliche vernichten. Er haltet fest auf schweizer Biedersinn, alte Sitte und Verfassung und auf reinen Christenglauben. Nach anderm sagt er: Wenn er also den Schwyzer und den Christen gebildet, dann wird ihm wohl in Helvetien an Nachahmern nicht mangeln: und dann genießt er, der Verfasser, das süße Vergnügen einem Lande genützt zu haben, das die Verehrung wahrer Menschenfreunde verdient. — So denkt der churfürstliche Mann.“

Mit Hinblick auf die Verwirklichung seiner Pläne fährt P. Konrad dann fort: „Nur Schwyz ist gleichgültig und scheint nicht zu begreifen, daß man ihm nützen will und kann. Der erste Kanton, hoffe ich, wird Zug sein, der sich geneigt erweisen wird, einmal Herr Ammann Kolin gibt großen Beifall und ist tätig. In Schwyz müßte man es so machen: Wenn man nur einmal den Rektor überzeugen könnte, es wäre für ihn gut und ehrenhaft, die lateinischen Schulen blieben den zwei Herren (nur einer müßte etwas anderes vor die Hand nehmen) und daß er selbst daran helfen täte. Kurz ich will einen ausführlichen Plan entwerfen, wie die Sache anzufangen sei. Mit Muße verstehts sich.“

Auch auf einen schon früher gehegten Plan kam der Bibliothekar wieder zurück, wenn er schreibt: „Es ist ausgemacht, daß ich eine Historie von den Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden schreiben werde, aber wann? Noch kann ich es nicht sagen. Die Urheber alles Guten sind die Unbekanntesten in der Eidgenossenschaft. Nein, nein sie sollen nicht länger im Staube modern.“

Aber P. Konrad kam nicht dazu, seine Pläne zu verwirklichen. Seine Gesundheit war überdies stark angegriffen. Im Juni 1789 mußte er auf einen Monat die Bäder in St. Moritz, in der Bündt, aufsuchen. Kaum hatte er sich wieder ordentlich erholt, so wartete seiner eine neue Stellung. Schon am 1. Dezember 1788 hatte er an Landammann Hettlingen geschrieben: „Ich hoffe nicht ohne Gründe, eine neue Schuländerung in Bellenz würde meine Lage ganz ändern, aber die Sache scheint langsamen Fortgang oder gar keinen zu bekommen.“ Ob sich da etwas wie Heimweh nach Bellenz regte? Die Sache nahm allerdings „langsamen Fortgang“, erst im November 1789 fiel die Entscheidung, die P. Konrad wiederum nach Bellenz rief.

4. Propst und Statthalter.

„Da ich morgens aus Gehorsam nach Bellenz wieder verreisen muß,“ schreibt er am 16. November 1789 an Hettlingen. „. . . . Fragen sie nicht, ob ich gern gehe, — der Gehorsam ist mein Geleitsmann und hoffentlich Gott der Führer.“ Die Abreise verzögerte sich indessen, denn erst am 22. November kehrte der bisherige Propst P. Nikolaus Vedani, ein geborener Mailänder, aus Bellenz zurück, da er des hohen Schnees wegen auf dem St. Gotthard 10 Tage zur Heimreise gebraucht hatte. Trotzdem reiste schon am folgenden Tage der neue Propst P. Konrad nach Bellenz ab.

P. Nikolaus, den Abt Beat als einen „rechtschaffenen Haushalter und zugleich wahren Ordensmann“ rühmt, hatte seiner geschwächten Gesundheit wegen um Enthebung von seinem Posten gebeten. Dem Abt fiel es schwer, einen Ersatz zu finden; erst nach vielen Beratungen entschloß er sich, P. Konrad zum Propst zu ernennen. Bei dieser Gelegenheit bemerkt der Abt über P. Konrad in seinem Tagebuch: „Dieser Pater ware bevor als Lehrer der jungen Leute in Bellenz gewählt worden, und er hatte auch, so viel uns bekannt, seiner Pflicht wohl entsprochen. Da aber demselben, wie